

Gedanken zum Tod von Sylvia Moosmüller

ANGELIKA BRAUN

Mir ist schon klar, dass mein Beitrag eigentlich in erster Linie einen Überblick über Sylvia Moosmüllers wissenschaftliches Œuvre geben sollte. Ich nehme mir allerdings heraus, auch und vor allem die Freundin zu würdigen, die zudem Kollegin war. Ich habe meine Gedanken entgegen sonstiger Gewohnheit aufgeschrieben, da das Thema natürlich kein einfaches für mich ist.

So ungewöhnlich es klingt – das erste, was ich an Sylvia Moosmüller bewundert habe, war der Name. Ich war damals Doktorandin und Mitarbeiterin von Joachim Göschel in Marburg, und zu meinen Aufgaben gehörte es, die Beihefte zur Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik zu redegieren. Und dann kam die Dissertation einer gewissen Sylvia Moosmüller auf den Tisch, die zudem bei dem großen Linguisten Wolfgang Ulrich Dressler entstanden war: *Soziophonologische Variation im gegenwärtigen Wiener Deutsch. Eine empirische Untersuchung*. Moosmüller, das klang so warm und weich und – moosig halt. Schon damals dachte ich, dass hinter diesem wunderschönen Namen ein besonderer Mensch stecken müsse. Unsere Dissertationen sind im übrigen Nachbarn in der Beihefte-Reihe, und das hat mir irgendwie Freude gemacht.

Inhaltlich deutet sich in der Dissertation ein methodisches Prinzip an, dem Sylvia ihr wissenschaftliches Leben lang treu geblieben ist: die Vereinigung von phonologischer und phonetischer Perspektive, lang bevor dies sich in der neu „erfundenen“ *Laboratory Phonology* als hippe Integration phonetischer und phonologischer Denkweisen manifestiert hat. Meist geht es entweder um eine – theoretische – phonologische Perspektive, oder es sind akustisch-phonetische Forschergeister am Werk, denen die phonologische Sichtweise herzlich egal ist. Sylvia hat – und das kann man in vielen ihrer Publikationen sehen – beide vereint. Es wird darauf zurückzukommen sein.

In der Folge habe ich Sylvia nur auf Tagungen erlebt – sie hielt immer Vorträge und/oder stellte Poster vor, und ich war vom deutschen BKA aus oft nur als Zuhörer unterwegs. Im Jahr 1994 auf Rhodos haben Sylvia und ich uns bei der Interspeech gegenseitig zum ersten Mal bewusst wahrgenommen. Von da an hatten wir ständigen, immer intensiver werdenden

Kontakt, der bald über das rein Fachliche hinausging. Sylvia ist mir eine sehr liebe und trotz der Entfernung enge Freundin geworden.

So erinnere ich mich gern an wunderbar verplauderte Abende auf einer Bank auf dem Campus der University of Cambridge, an gemeinsame kulinarische Experimente mit vegetarischen Restaurants in Wien, an intensive Gespräche in Santander und an ausgedehnte Arbeitsfrühstücke in Leiden. Wenn wir zusammentrafen, gab es fachlich und persönlich so viel auszutauschen, dass manchmal die Tagungen in den Hintergrund rutschten. – Ich bin heute noch von Herzen froh darüber!

Hinzu kamen ausgedehnte Telefonate zu allen Tages- und, wenn es nach Sylvia ging, gerne auch Nachtzeiten über Gott und die Welt im wahrsten Sinne. Auch wenn ich nachher todmüde war, weil ich nicht so eine Nachteule bin wie die Sylvia es war, so habe ich immer viel aus diesen Gesprächen mitgenommen.

Ich habe bis jetzt noch fast nichts über die Wissenschaftlerin Sylvia Moosmüller gesagt – ich glaube kaum, dass ich ihrem Werk in einem kurzen Vortrag Gerechtigkeit widerfahren lassen kann. In ihrem hauptsächlichen Forschungsgebiet „Lautliche Aspekte des Deutschen in Österreich“ wäre es möglicherweise einfacher, die Themen aufzuzählen, mit denen sie sich nicht beschäftigt hat, als die, zu denen sie publiziert und gar gearbeitet hat. Einen Höhepunkt in ihrem wissenschaftlichen Œuvre bildet die Habilitationsschrift *Vowels in SAG: An acoustic phonetic and phonological analysis* (2007). Schon im Titel zeigt sich wieder einmal, dass Sylvia Moosmüller trotz ihres praktischen Arbeitsschwerpunktes in der Phonetik nie die Phonologie aus den Augen verloren hat. Die Arbeit bohrt, wie bei Sylvia nicht anders zu erwarten, ein ganz dickes Brett: Ausgehend von den Grundsatzüberlegungen natürlicher Phonologie untersucht sie die österreichisch-deutschen Vokale umfassend und vergleicht sie mit dem Niederdeutschen und dem Mittelbairischen. Kein aktueller Diskussionspunkt wird ausgelassen: Es geht um das Verhältnis zwischen Artikulation und Akustik, Prosodie (Betonung und Rhythmus), die Rolle der F₀, Koartikulation (die sie als phonologischen Prozess umdeutet) und natürlich um *tenseness*. Eine der zentralen Thesen der Arbeit lautet, dass Sprecher im Alltagsgespräch nicht, wie gemeinhin angenommen, eine Ökonomisierung der Artikulation anstreben, sondern vielmehr eine situationsadäquate Aussprache wählen. Besonders glücklich bin ich mit Sylvias Folgerungen zum Thema *tenseness*: Für jemanden, der im Bereich des Konsonantismus mit dem Merkmal „Gespanntheit“ nicht viel anfangen kann, war es wohlthuend zu lesen, dass Sylvia auch im Bereich des Vokalismus

nichts davon hielt – im Übrigen aus sehr ähnlichen Gründen, wie ich dies tat.

Unbestreitbar ist, dass Sylvia wie sonst nur ganz wenige Kollegen für die Forschung brannte und dafür viele persönliche Opfer brachte. Es gehört schon einiges dazu, während diverser Chemotherapien scheinbar ungerührt weiterzuarbeiten und die Erkrankung weitgehend unbemerkt zu lassen.

Dass sie im Laufe ihrer wissenschaftlichen Karriere hervorragende Publikationen einschließlich der erwähnten Habilitationsschrift zu den Vokalen im Österreichischen Standarddeutschen produziert und eine Reihe exzellenter NachwuchswissenschaftlerInnen ausgebildet hat, steht außer Frage. Anders als manche – vor allem männliche – Kollegen spielte sie ihre Person und ihre Leistungen dabei allerdings nie in den Vordergrund, fuhr nie die Rasierklingen an den Ellenbogen aus, sondern war immer kollegial und hilfsbereit. Ich erinnere mich an eine Begebenheit, als ich bei einer Tagung am Abend vor meinem Vortrag die Präsentation noch einmal durchging und dabei feststellte, dass an einer Stelle eine statistische Prüfung fehlte. Dummerweise hatte ich die entsprechende Software nicht auf meinem Laptop. Also klopfte ich an Sylvias Tür – ich wusste ja, dass sie noch wach war – und siehe da, sie hatte die Software, half mir bei der Eingabe der Daten, und mein Problem war schnell gelöst. Ich berichte diese Begebenheit, ohne rot zu werden, weil ich weiß, dass auch Sylvia bis zur allerletzten Minute an ihren Präsentationen gefeilt hat – wenn es sein musste, bis zum Vortrag vor ihrem eigenen...

Durch ihre unprätentiöse Art und Scheu vor öffentlichkeitswirksamen Auftritten ist ihr sicher hier und da ein Vorteil entgangen, aber das war ihr egal. Sie ist sich selbst treu geblieben, und das war ihr wichtiger als manches Projekt. Dafür bewundere ich sie.

Ihr wissenschaftliches Werk umfasst eine beeindruckende Zahl an Publikationen, die man zu den großen Komplexen „Österreichisches Deutsch“, „Soziophonetik“ und „Forensik“ zusammenfassen kann. Es ist sicherlich eine Herausforderung für jeden Nachfolger oder jede Nachfolgerin, sich dem Wissen über die Aussprache des Deutschen in Österreich, das Sylvia auszeichnete, auch nur anzunähern. Von historischen Aspekten, etwa der Rolle Karl Luicks für die Herausbildung eines österreichischen Standards über die Orthografie bis hin zu zahllosen empirischen Studien zur Phonetik und Phonologie des österreichischen Deutsch – es gibt kaum einen Aspekt der Aussprache des Deutschen in Österreich, den sie nicht behandelt hätte. Dabei ist ihr etwas gelungen, was wir in

Deutschland nach wie vor schmerzlich vermissen: die Arbeitsdefinition eines „Standardsprechers“. Schon kurz nach ihrer Dissertation, im Jahr 1991, legte sie diesen fest als „Sprecher,

- die in Wien aufgewachsen sind,
- die über eine akademische Ausbildung oder zumindest Abitur verfügen,
- bei denen mindestens ein Elternteil in Wien aufgewachsen ist und ebenfalls einen akademischen Abschluss vorzuweisen hat.“

Später arbeitete sie immer wieder mit dieser Definition, und sie ist zum wissenschaftlichen Allgemeingut geworden.

Sei es die Neutralisierung der hohen ungerundeten Vokale im Wiener Stadtdialekt in *Sound Changes and Variation in the Viennese dialect* (2011), die Rolle des silbeninitialen velaren /l/ im Wiener Dialekt in *The Strength of Stereotypes in the Production and Perception of the Viennese Dark Lateral* (2016), die vergleichende Betrachtung der Wiener und Salzburger Stadtdialekte in *Chain shifts revisited: The case of Monophthongisation and E-confusion in the city dialects of Salzburg and Vienna* (2013) oder die Monophthongierung von /ai/ in Kärnten und der Steiermark – die Bandbreite ihrer Forschungsthemen war beeindruckend.

Als jemand, der sich viel mit Plosiven und VOT beschäftigt hat, fand ich ihre Arbeit zu den österreichischen Plosiven aus dem Jahr 2004 besonders spannend: *Voice and Aspiration in Austrian German Plosives*. Man kann die Feststellungen zur Verringerung der VOT bis auf fast Null in den sogenannten Lenes, verbunden mit der Monophthongierung von /ai/, klischeehaft ausdrücken: Die Österreicher sagen Papa und meinen bye bye ...

In diesem Zusammenhang verdanke ich im übrigen ganz persönlich Sylvias Forschungen die Erkenntnis über ein Schibboleth, mit dessen Hilfe man österreichisches und deutsches Deutsch erstaunlich zuverlässig voneinander unterscheiden kann: Treffen zwei Plosive aufeinander, und sei es auch nur in der Schrift, wie zum Beispiel in perfekt, gesagt, mitgewirkt, verlobt, Punkt, gelebt, bleibt, laktosefrei etc., so wird im deutschen Deutsch nur der zweite, im österreichischen Deutsch hingegen auch der erste explodiert und meist auch aspiriert, also perfekhth, gesakhth, mithgewirkhth etc. Dieses Merkmal ist selbst bei international bekannten und tätigen österreichischen Schauspiel-Stars wie Christiane Hörbiger oder Maximilian Schell erhalten und hat mir besonders in meiner forensischen Arbeit sehr geholfen.

Ach ja, die Forensik ... Eigentlich war der Sylvia ja alles zuwider, was mit Verbrechen und Gerichten zu tun hatte. Und dennoch war sie – zusammen mit Werner Deutsch – die forensisch-phonetische Expertin in

Österreich schlechthin. Auch dies ist eine Lücke, die sich nicht so einfach wird füllen lassen. Diese Tätigkeit brachte sie auch in Kontakt mit Sprachen wie Albanisch oder auch afrikanischen Sprachen – alles Aktivitäten, die einschlägige Publikationen nach sich zogen.

Sylvia engagierte sich darüber hinaus über viele Jahre in der IAFPA. Sie organisierte zwei Jahrestagungen (2003 und 2011) und war lange Zeit die Generalsekretärin dieser Organisation. Sie beteiligte sich auch bis in die letzten Lebensjahre an forensischen Ringversuchen zum proficiency testing. Zusammen mit Timo Becker als Fachmann für automatische SE und weiteren MitarbeiterInnen nahm sie kontinuierlich an der methodischen Weiterentwicklung der Disziplin teil. Als gründlich und unvoreingenommen arbeitende Expertin genoss sie bei Gerichten und KollegInnen hohe Wertschätzung.

In ihrem letzten Manuskript hat Sylvia als Ausfluss ihrer Habilitationsschrift wiederum ein sehr dickes Brett gebohrt. In einem Artikel für JIPA forderte sie nichts weniger als eine Revision der Vokalsystematik der IPA. Sie schloss sich der Auffassung von Ian Catford an, nach der die Vokale im Prinzip nach derselben Systematik wie die Konsonanten klassifiziert werden sollten. Insbesondere forderte sie eine stärkere Berücksichtigung des Pharynx als Resonator. Die Reviewer legten Überarbeitungen nahe, die einer gesunden Sylvia sicher nicht allzu viel abverlangt hätten – so fehlte ihr die Kraft dazu, und der Artikel wurde bisher nicht veröffentlicht. Ich habe ihn inzwischen sehr sanft überarbeitet, und er wird hoffentlich noch in diesem Jahr erscheinen.

Es ist schon wahr: Sylvia Moosmüller war eine leidenschaftliche Wissenschaftlerin. Die Tätigkeit am Institut war ihr so wichtig, dass sie sie auch dann nicht aufgegeben wollte, als sie eigentlich schon viel zu krank zum Arbeiten war. Dennoch gab es eines, was ihr unendlich viel wichtiger war als die Arbeit, und das seid ihr beiden, Caroline und Bernd. Heutzutage gibt es Forschungsprogramme, Hilfen und einen Medienhype zum Thema alleinerziehende Akademikerinnen – Sylvia hat es damals einfach gemacht. Dazu gehörte immer auch ein bisschen unangenehmes Gefühl, wenn sie zu einer Tagung reisen musste. Wenn sie im Ausland war, führte einer der ersten Wege in ein Geschäft, in dem es Mitbringsel für die Kinder zu kaufen gab. Das Handy war eine segensreiche Erfindung für sie, da sich darüber ein enger Kontakt aufrechterhalten ließ. Sie war, wie Mütter das eben so sind, sehr stolz auf euch und hat mit leuchtenden Augen von bestandenen Prüfungen, Auslandspraktika und beruflichen Zukunftsplänen erzählt. Ganz Mutter, hat sie sich natürlich auch dann noch um euch gesorgt, als ihr eigentlich schon erwachsen wart. Auch hatte ich den Eindruck, dass sie sich über ihre Krankheit eher um euretwillen als um ihrer

selbst willen geirrt hat. Sie wollte euch das Leben nicht schwer machen. Ich bin aber fest davon überzeugt, dass ihr der Abschied leichter gefallen ist, weil sie wusste, dass ihr die Weichen für euer Leben im Wesentlichen gestellt habt.

Abschließend möchte ich hier noch zwei Dinge zu Sylvia ansprechen, die vielleicht weniger bekannt sind, weil sie ihr Herz nie auf der Zunge getragen hat. Zum einen war Sylvia eine wahre Feministin, in dieser Hinsicht ganz „alte Schule“ und von einer Konsequenz bis hin zu einer fast schon Härte, die angesichts ihrer sonstigen Sanftmut überraschte. So achtete sie penibel auf gendergerechte Schreibweise, weil es sich nach ihrer Ansicht dabei um mehr als eine Oberflächlichkeit handelte. Peter Balazs wird ein Lied davon singen können. Auch zum Thema Verhüllung von Frauen hatte sie sehr dezidierte Ansichten, mit denen sie im Zweifel auch nicht hinter dem Berg hielt.

Ihre diesbezügliche Grundeinstellung wird auch daran deutlich, dass sie selbst einen Beitrag mit dem Titel „Frauenstimmen im dynamischen Prozess der Interaktion“ als eine ihrer zehn wichtigsten Publikationen nennt.

Zum zweiten ist es der Buddhismus, der Sylvias Weltbild und Lebenseinstellung entscheidend geprägt hat. Diese tiefe Überzeugung, die sie aktiv lebte, bestimmte vieles in ihrem Leben: Dazu gehörten die vegetarische Ernährung und das Meditieren auf Reisen ebenso wie die grenzenlose und aufopferungsvolle Liebe zur Kreatur. Sylvia war der einzige Mensch in meinem Leben, der buchstäblich keiner Fliege etwas zuleide tun konnte. Auch hierzu ein Beispiel: Auf jener Bank in Cambridge erhielten wir irgendwann die Gesellschaft mindestens einer Mücke, die sich prompt an meinem Blut labte. Als sie zum Nachtschiff ansetzte und sich in eindeutiger Absicht auf meinem Unterarm niederließ, durfte ich sie in Sylvias Gegenwart nicht durch einen festen Schlag mit der Hand dauerhaft daran hindern, sondern allenfalls verscheuchen. Diese Haltung, auch wenn ich sie nicht in letzter Konsequenz teile, wird mir immer tiefen Respekt und große Bewunderung abnötigen. So war die Frau mit dem heimeligen Nachnamen in der Tat etwas sehr Besonderes, auch wenn sie das nie sein wollte. Ihre Nachfolge anzutreten wird nicht ganz einfach sein, da die Fußstapfen sehr groß sind, die sie hinterlässt.

Die Wissenschaft verliert mit Sylvia Moosmüller ein herausragendes Mitglied der phonetics community, das Institut für Schallforschung büßt eine seiner engagiertesten WissenschaftlerInnen sowie seine langjährige stellvertretende Leiterin ein, und ich vermisse schmerzlich eine enge Freundin und verwandte Seele.